

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

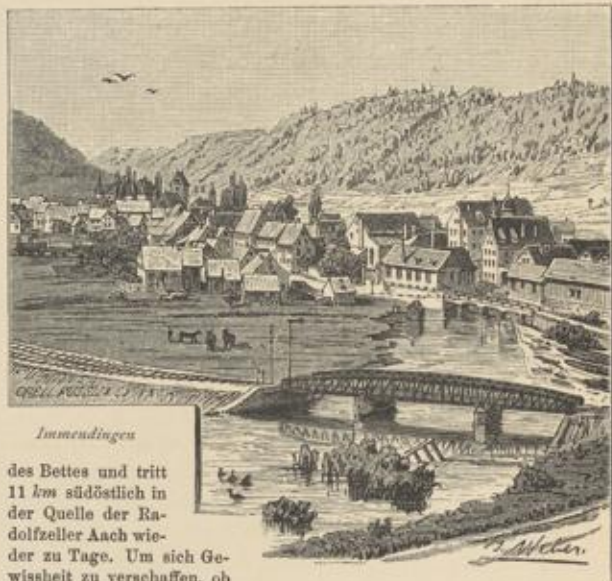
## **Die badische Schwarzwaldbahn**

**Hardmeyer, Jakob**

**Zürich, [ca. 1886]**

Immendingen-Singen

[urn:nbn:de:bsz:31-244510](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-244510)



Immendingen

des Bettes und tritt 11 km südöstlich in der Quelle der Radolfzeller Aach wieder zu Tage. Um sich Gewissheit zu verschaffen, ob dem wirklich so sei, versenkte man im Jahr 1877 in die Donauspalten 200 Centner Kehrauz, und salzgesättigtes Wasser kam in der Aachquelle zum Vorschein. Versetzung des Donauwassers mit rohem Schieferöl that den Zusammenhang der Aachquelle mit der Donau gleicherweise kund.

### Immendingen-Singen.

Durch hübschen Wald und an zerspaltenem und zerklüftetem Gestein hin gelangen wir zur Station **Hattingen**, welche auf der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Oberrhein liegt. Es folgt der 900 m lange *Hattingertunnel*, und durch eine pittoreske Waldgegend geht es am Hange über dem Thalgrunde vorwärts. In den abenteuerlichsten Gestaltungen tritt das Juragestein zu Tage; an vielen Stellen erscheint es wie aufgemauert, anderwärts wie aus losen Platten aufgeschichtet,



Thalmühle.

Moos und Flechten geben ihm die mannigfachste Färbung und die Wurzeln des Waldes durchziehen dasselbe

und treten da und dort zu Tage, um einige Spannen weiter sich neuerdings in Gesteinsspalten zu versenken. Von der Station *Thalmühle* an begleitet im Thalgrunde die Landstrasse die an der Halde hinziehende Bahn, deren Anlage des zerklüfteten Gesteins und der vielen Seitenthälchen wegen mit vielen Kosten und grossen Schwierigkeiten verbunden war. Hohe Dämme, gewaltige Abschrotungen und Aufmauerungen wechseln in schneller Folge mit einander ab. Herrlicher Buchenwald, schöne Waldlücken und die reizend gelegene St. Martinskapelle erfreuen das Auge. Die sonst nur selten mit kirchlichen Bauten sich abgebenden Bahningenieure mussten hier ein Einsehen thun und den Anwohnern das alte Kapellchen, das im Bahnbereiche stand, durch ein neues ersetzen. Man muss gestehen, sie haben den Punkt fein gewählt und ein zierliches Kirchlein hingebaut. Ob sich's so gut und so erspriesslich drin beten lässt wie im alten?

Bald wird das Thal belebter, ein hoher Kirchthurm erhebt sich über Häusern, die sich im Thalgrunde und an dem Hange

eines Hügels zeigen. Wir sind in **Engen**, dem ersten Orte des Hegaus, angelangt.

Engen liegt an einer der Passagen, welche in Friedenszeiten Leben und Verkehr bringen, in Kriegeläufen aber zu Stätten soldatischen Uebermuthes und argen Ungemaches werden.

Das von den Rittern von Höwen an Oesterreich, dann an die Grafen von Lupfen, die von Pappenheim und endlich an das Haus Fürstenberg übergegangene Städtchen weiss denn auch vom Kriege zwischen dem schwäbischen Bunde und den Schweizern, vom Bauern- und vom dreissigjährigen und vom Franzosenkriege gar Vieles zu erzählen.

Schon seit dem Jahre 1333 bestand in Engen ein Nonnenkloster, das Klösterlein zu St. Wolfgang. Aus armen Anfängen entstanden, hatte es sich durch Wohlthaten und Vergabungen gehoben. Unglückliche Liebe gab auch hier oft Veranlassung dazu, dass Getörschte sich in die Einsamkeit der Zelle flüchteten. So das adelige Fräulein Barbara von Hornstein, für welches, ungeschickter Weise, zwei Brüder, Werner und Wolf von Hohenkrähen, in Liebe entbrannten. Die reizende Barbara war barbarisch gegen den jüngern Bruder und bevorzugte den ältern, den sanften Werner, der dann vom ungestümen Wolf erschlagen wurde. Als dieser die Frucht seiner Unthat zu ernten kam, wandte sich Barbara mit Abscheu von ihm, ging hin und vertrauerte ihr Leben im Kloster zu St. Wolfgang.

Eine Nonne des Klosters, die Schwester Verena, hat ein in treuerzigem Tone abgefasstes Tagebuch über die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges hinterlassen, welche in unerhörtem Masse Engen trafen. Die gute Klosterfrau erzählt all die Schenslichkeiten, die von den Württembergern, Schweden und Franzosen begangen wurden, wobei sie Gott mit Herzensinbrunst dafür dankt, „dass von den lieben Mitschwestern keiner an Ehren etwas widerfahren ist.“ Endlich hielten sie's aber nicht mehr aus; sie zogen über den Rhein in die Schweiz, nach St. Katharinenthal bei Diessenhofen, nach Wyl und nach Fischingen. Gar anschaulich beschreibt Schwester Verena, wie sie nach der Rückkehr alles leer getroffen, das Klösterlein ausgeraubt und verwüstet. „Doch standen sechs Jucharten reifer Frucht im Feld, wozu aber die Frau Priorin keine Schnitter bekommen konnte, so dass sie laut weinte.“ Unsere wackere Schwester Verena aber sprach: „Habet doch ein Herz! Wir wollen die Frucht nit im Feld stehen lassen, sondern selbst schneiden und heim thun. So geschah's. Morgens um 6 Uhr haben wir zwei Schwestern, die Klostermagd und ein altes Weib angefangen zu schneiden und um 1 Uhr hat uns die Mueter Priorin das Essen auf dem Kopf gebracht. Dann haben wir die Frucht gesammelt und um 3 Uhr mit dem schwarzen Stier heimgeführt. Die Magd ist gefahren und die Priorin hat den Stier mit einer Gerten gestupft. Das hat 13 Tag so gewährt und an St. Dominikabend haben wir alles ins Kloster gebracht mit Freud und Frieden. Da hat uns die Mueter Priorin in Essen und Trinken desto besser gehalten. Viel Leut haben wir erbarmet, andere haben uns ausgelacht und hat der Herr Amtmann Rainer gesagt, er wolle uns abmalen lassen, dessen zu einem Gedächtniss.“ Das Klösterlein erholte sich wieder und hat fortbestanden bis 1803. Die letzte Nonne von St. Wolfgang starb 1844.



Eugen mit Hohenlöwen

Zu Engen wurde 1618 auch ein Kapuzinerkloster gestiftet, das den 20. August 1623 eingeweiht wurde und „ist Ertzherzog Leopoldy von Oestreich dabei gewesen.“ Ziemlich schön wurden die Kapuziner von dem Schwesternkonvent zu St. Wolfgang behandelt; denn zu dem Pater, der anfragte, was die Nonnen zum Bau des neuen Klosters zu geben gedenken, sprach die Frau Mutter: „Nix. Unsertwegen wird ja der Bau nicht unterbleiben.“

Gar freundliche Bilder bietet die Geschichte des Städtchens Engen in den kurzen Pausen zwischen den Kriegsjahren, während welcher es sich kleinstädtisch gemüthlich entwickelte und ein eng durch Zunftschranken umschriebenes Leben führte. Die alten Zunftordnungen sind noch vorhanden und zeigen, dass die Engener auf Anstand hielten. So war den Bäckern



Aus Engen.

„das Fluchen und Schwören“, wie auch das unzüchtige Reden „scharpf“ verboten, bei Strafe von einem Pfund Wachs für die Kirche. Wer sich beim „Handwerk“ (in der Zunftversammlung) einfindet, mit offenem Rock und ohne dass er drei Knöpfe obenher zugehan, zahlt 3 Schilling Strafe. Wenn einer in die Stube, wo das Handwerk beisammen ist, ohne anzuklopfen hineingeht und niedersitzt oder auch aufsteht und nicht dabei sagt: „Mit Gunst, ihr ehrlichen Meister und Gesellen,“ zahlt jedesmal 6 Kreuzer. Das Scheltwort Hundsfott oder Bärenhäuter kostete 3 Schilling, der Schelm 10 Schilling. In besonderm Ansehen stand in Engen die ehrsame Zunft der Bader, welche den volltönenden Titel: die „chirurgische Fakultät“ sich beigelegt hatte.

Heutzutage ist Engen eine belebte Ortschaft mit reger Handels- und Gewerbsthätigkeit, Brauereien, Gerbereien und Fruchthalle. Die alte Pfarrkirche ist in romanischem Style erbaut. Als eine Reminiscenz aus längst vergangenen Tagen lesen wir ob der Kirchthüre im Minnesängertone: „Diz machat Ane Swere (ohne Beschwerde) Rwdolf der Murere“.

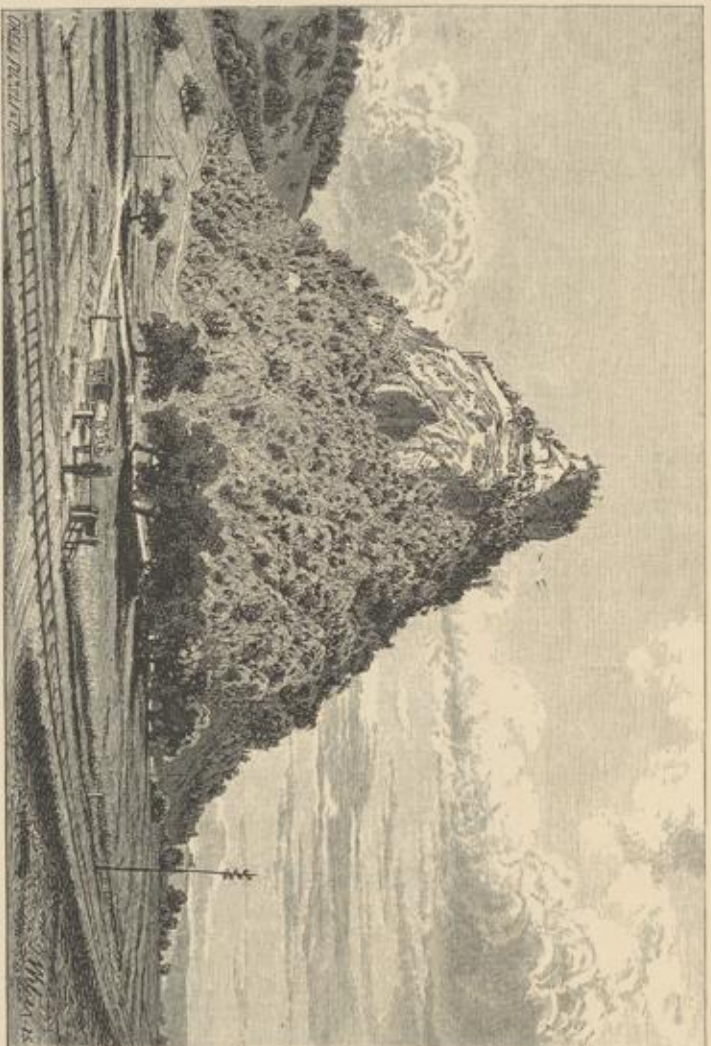
Nur eine kurze Strecke trennt uns noch von der Ausmündung der badischen Schwarzwaldbahn in die Hauptbahn, die von Offenburg den weiten Umweg über Freiburg, Basel, Säckingen, Waldshut und Schaffhausen genommen hat, um



Hohenstoffeln und der Mägdeberg.

ans Schwäbische Meer zu gelangen. In wenigen Minuten erreichen wir von Engen aus über **Welschingen**, Mühlhausen und Hohenkrähen die Station Singen, den Knotenpunkt am Fusse des Hohentwiel; was zieht aber nicht in dieser kurzen Zeit an unserm leiblichen und geistigen Auge vorüber! Die Bahn streift so zu sagen den Fuss der imposanten vulkanischen Bergkegel, die als Zeugen einer unvordenklichen Revolution im Erdinnern über die liebliche Fläche des Hegaus emporragen, und von den Felskolossen blickt verfallendes Gemäuer zu Thale, das seinerseits uns von Geschlechtern spricht, welche sich in Zeiten roher Gewalt über das sich demüthig beugende und willenslose Volk emporgehoben und trotzig über dasselbe gewaltet haben. Dieses freundliche Vorland des grossen Sees am Fusse der Alpen ist an geschichtlichen Erinnerungen reicher als alle die Gegenden, durch welche uns die Bahn dahingeführt hat, so reich, dass wir beinahe darauf verzichten müssen, auf dieselben einzugehen, um von ihnen nicht überfluthet zu werden. Da ist Neuhöwen, unweit davon Hohenhöwen, dort die dreitheilige Kuppe des Hohenstoffeln, der Mägdeberg, der Hohenkrähen und, imposanter als alle, der Hohentwiel, der trotzig aus der Ebene emporragt.

Bei der Station **Mühlhausen** führt die Bahn hart am Fusse des beinahe senkrecht emporsteigenden *Mägdeberges* vorüber. Den unkriegerischen Namen hat nach der Sage dieser Berg



Hohenrhein.





der hl. Ursula, der Anführerin der 11,000 Jungfrauen zu danken,

welche auf demselben eine Kapelle gestiftet haben soll. Nach im Laufe der Jahrhunderte oft wechselndem Besitze kam der Mägdeberg an die Familie der Grafen von Langenstein.

Auf all' diesen hegauischen Burgen sassen das Mittelalter hindurch wilde, rauflustige Rittergeschlechter. Sie brachen aus denselben ins Land hernieder, das sie, abenteuernd und gegenseitig sich belagernd, durchzogen, um gar oft mit dem Gute Anderer beladen, wieder hinaufzusteigen in ihre Felsenester, auf denen ihnen nicht beizukommen war. So sehr waren diese Burgen als geeignete Zufluchtsstätten bekannt, dass eine derselben, der **Hohenkrähen**, um die Mitte des XV. Jahrhunderts, von der benachbarten Schweiz aus als solche benützt wurde. Während des Bürgerkrieges, der zwischen den Zürichern und den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft entbrannt war und mit grosser Hartnäckigkeit geführt wurde, zeichnete sich durch besondern Kriegsmuth,

durch Waghalsigkeit und starren Sinn gegen die Feinde die zürcherische Gesellschaft „der Böcke“ aus. Die Böcke hatten sich den ingrimmigen Hass der Gegner zugezogen, so dass beim Friedensschlusse sie nicht in denselben aufgenommen wurden und das Land meiden mussten. Sie erwarben die Burg Hohenkrähen, und weil sie trotz aller Bemühung ihrer zürcherischen Mitbürger und gutgesinnter Männer im gegnerischen Lager ihre Wiederaufnahme in die Heimat nicht erlangen konnten, so belästigten sie von der Burg aus die Eidgenossen auf jede Weise. Es war, als ob der Geist wilden Raubritterthums, der von jeher auf Hohenkrähen gehaust, auch in sie gefahren wäre. Des erbarmte sich der wackere Landammann Fries von Uri, und er bemühte sich vielfach zu ihren Gunsten. Eines Tages that er hiebei die Aeußerung: „Disen gesellen mag nit gehulffen syn, sy fahind (fangen) denn ein gewalltigen uss den Eidgenossen vnd fürrind in hinwäg.“ „Und nit unlang darnach gab es sich,“ so erzählt Bullinger, „dass der vermellt Amman Fryess gen Zürich syner geschäftten halben wollt. Der war zu Pfäffikon (am Zürichsee) in ein Schiff gesässen. Und wie das kam etwas ob Meylan warend der Böcken ettlich, die den Ammann verkundschaftet hattend, in zweien Weydlingen (Kähnen) in ihrem Harnisch und geschütz vorhanden vnd sagtend zue denen im Marcktschiff: „Wir begären niemand zuo beleiden. Allein ist der Ammann von Ury under üch, dess begerend wir, dem wir auch kein leid thun, sondern allein an ort und end füren wöllend, da imm alles guotz vnd alle Eer sol bewisen werden. Wo ihr üch aber widersatzen wurdind, so wirt es üwer Leben kosten.“ Der Ammann war ein unerschrockener, dapfferer man; der merkt sich die sach vnd stieg zu inen in irren weidling vnd sprach: „Lieben gesellen, es ist üch guot radten; ich hab aber nitt vermeint, das die sach mich tröffen sölle. Farend aber hin vnd sind fromm vnd trüw an mir. Also fürtend sy in uff Hohenkrayen.“

Die List hatte geholfen. Um den Ammann Fries wieder zu bekommen, mussten die Eidgenossen auch die Böcke wieder aufnehmen, und triumphirend zogen diese mit dem Landammann von Uri in Zürich, ihrer geliebten Vaterstadt, ein, wo letzterer sich später niederliess und der Stammvater eines angesehenen



*Der Hohentwiel.*

Bürgergeschlechtes wurde. Die Gesellschaft der Böcke besteht zur Stunde noch und besitzt unweit des zürcherischen Rathhauses ein stattliches Gesellschaftsgebäude. Allein aus den rauhen, wilden Böcken sind feine, zahme Herren geworden, die, wenn sie von Zeit zu Zeit nach Hohenkrähen ziehen, um ihrer Ahnen zu gedenken, auf dem Schlossgemäuer nicht raube Musketen, sondern schäumende Flaschen erkallen lassen und anstatt wilden Kriegslärm zu erheben, frohe Lieder singen.

Und nun der **Hohentwiel**, hart am Endziel unserer Reise, wie ragt er, ein Berg ganz selbständiger Art, ein Denkmal längst vergangener und doch für unsere Phantasie erreichbarer Tage, in unsere neue Welt herein! Nachdem auf der langen Fahrt durch die Schwarzwaldberge unser Auge sich gewöhnt hat an den langgestreckten Verlauf, an die Wellenlinien der Bergrücken, an die schmalen, tief eingeschnittenen Thäler, kommen ihm die jäh aus flachem Land aufsteigenden, knapp abgeschlossenen Hegauer Felskolosse, besonders der Hohentwiel, so fremdartig vor, dass er an sie die Frage richten möchte: „Wer seid ihr, was wollt ihr, ihr trotzigen Gesellen,



Die Burgruinen des Hohentwiel

welche Macht hat euch hiehergestellt?“ Es ist, als haben sie sich frech herzugedrängt, oder als seien sie einem besondern Schöpfungsplane entsprungen. Und ist dem vielleicht nicht also?

Wenn wir die Gelehrten fragen, so sagen sie uns, dass zur Tertiärzeit hier oftmals gewaltige vulkanische Ausbrüche stattgefunden haben müssen. Aschenregen hatten, wie diese Forscher vermuthen, die Fläche nach und nach mit einer Tuffschicht von Hunderten von Metern zugedeckt. Es folgte, nachdem der Tuff Festigkeit erlangt hatte, der Lavaausbruch. Unmöglich ist's, sich die Auftreibung eines solchen Felsendomes in die freie Luft zu denken; denn eine, wenn auch noch so zähflüssige Lava, hätte sich alsbald horizontal ausgebreitet und wäre nicht als isolirter Berg hoch in sich selbst aufgestiegen. Es ist daher die Annahme einer die Spitzen dieser Phonolithberge noch hoch überragenden Tuffmasse, welche die Lava umschloss, sehr nahe gelegt. Im Innern der Tuffasche erstarrte nach dem Erlahmen der vulkanischen Thätigkeit die flüssige Masse, rings umschlossen von den Kraterwänden des Tuffs. Als dann die später erfolgende Erosion den leicht zerstörbaren Tuffaschenmantel entfernte, trat der krystallinische Kern der erstarrten Lava frei zu Tage, je länger je mehr zum isolirten Fels sich gestaltend, wie er heute vor unsern Augen steht. So hatten sich die Vulkankolosse hingestellt. Da brach die Eiszeit herein. Der grosse Rheinthalgletscher rückte aus den Alpen von Süden und Südosten heran. Die vulkanischen Aschenberge wurden zerstreut, bei Seite geschoben, und an der Felsecke des Twiel brach sich der Gletscher nicht ohne den freilich vergeblichen Versuch, den vulkanischen Kegel von der Erdoberfläche wegzufegen. Gerwig will an dieser Südost-ecke in bedeutender Höhe vom Gletscher geglättete Felswände beobachtet haben. Der Arbeit des Gletschers auf und um den Vulkankegel verdankt der Hohentwiel entschieden seine jetzige Gestalt; die Entfernung des ihn umhüllenden krystallinischen Tuffes, die Blosslegung der Südostwand, die Vertragung kolossaler hohentwielischer Phonolithklötze in der Richtung des Gletscherschubes bis auf 40 km Entfernung, bis Riedlingen und Ehingen an der obern Donau, sind hinlängliche Beweise der gewaltigen Veränderung, welche mit der äussern Gestalt des Hohentwiel zur Gletscherzeit vor sich ging.

Aus der Geschichte der Menschen, die seit dem grauen Alterthum auf diesem Fels herumkrabbelten, nur einige Züge. Die Menschen der Pfahlbauzeit müssen die Felsböhe des Twiel schon als Zufluchtsstätte benützt haben, denn Gefässe und Geräthschaften aus jener Zeit wurden daselbst aufgefunden; auch an Ueberbleibseln aus der Kelten- und der Römerzeit fehlt es auf dem Berge und an dessen Fusse nicht. Es kamen die düstern Zeiten der Völkerwanderung, aus welchen Spuren kriegerischer Umlagerung bis zu uns herdringen. Das Kreuz wurde aufgerichtet, und unter Ludwig dem Frommen sollen sich Mönche auf dem Berge angesiedelt haben. Allein neben den Altar hin trat, wie damals überall, der Krieger mit Schwert und Schild. Blut floss um Missachtung der kaiserlichen Gewalt und um des Gelüstes nach partikularer Selbstherrlichkeit. Der alemannische Graf Erchanger hatte sich zum Herzog ausrufen lassen und büsste nebst Bruder und Neffen mit seinem Haupte. Glücklicher als dieser war Burkhard, ein alemannischer Markgraf in Rhätien, der als Herzog vom Hohentwiel aus herrschte, wie nach ihm mehrere seines Geschlechtes. Nachdem der Twiel Sitz und Besitz verschiedener Dynastien gewesen, je nach der Laune des Glückes und dem Erfolge vortheilsuchenden Schachers, ging er zur Zeit der Reformation und mitten in den Stürmen des Bauernkrieges in Württemberg's Eigenthum über, und es begann eine böse Zeit, während welcher die Bewohner des umliegenden katholischen Landes mit Beben und Zagen emporschauten zur ketzerischen Burg auf dem Twiel. Als ob der Berg, den einst vulkanische Mächte aus dem Erdengrund emporgehoben hatten, selbst zum Vulkan geworden wäre, brach Unheil aus ihm hervor; sengend und brennend stieg hitziges Kriegsvolk aus der Burg in die Dörfer hernieder, angeführt von dem starren und trotzigkühnen Burghauptmann Konrad Widerhold. Krähen, Mägdeberg, Staufen wurden zerstört. Widerhold erschien wie der Blitz und er verschwand wie derselbe. Er hielt eine Belagerung nach der andern aus und zeigte sich, wenn sie aufgehoben war, kühner als zuvor.

Düstere Erinnerungen aus dem achtzehnten Jahrhundert knüpfen sich an die Kerker gewölbe des Hohentwiel; es schmachteten in demselben der Patriot J. J. Moser, sowie



Vom Höhenwiel gegen den Bodensee.

Singen.

die Offiziere von Knobelsdorf und Rieger und erschütternd ist, was über die Leiden und Qualen besonders des letztern berichtet wird.

Als die Flammen der französischen Revolution auflohten und mit Vorliebe Burgen und Schlösser ergriffen, erfüllten sich auch die Geschicke des Twiel. Was die Menschen Jahrhunderte hindurch auf dem Fels aufgebaut hatten, wurde durch das Machtwort des Generals Vendamme zerstört; den 10. Oktober 1800 begann die Schleifung und war den 1. Mai des Jahres 1801 vollendet. Seit jenen Tagen starrt dort oben düsteres Gemäuer empor, und es wuchert Gras und Gestrüpp zwischen den Trümmern dieser weitläufigsten der süddeutschen Burgen.

Von Singen aus führt der Weg zu dem Meierhofe empor, der in idyllischer Ruhe auf dem Staffel am nördlichen Fusse des Felsens liegt. Ein ländliches Wirthshaus, Pächter- und Beamtenwohnung, in welcher letzterer der hübsche protestantische Betsaal sich befindet, sowie mehrere Oekonomiegebäude bilden hieroben einen stattlichen Weiler. Das Hofgut ist württembergische Staatsdomäne und gehört, wie der ganze Twiel, in den Gemeindebann der Stadt Tuttlingen, jenseits der Jurahöhe an der Donau.

Links am Wege, der zur Burg emporführt, liegt der kleine, ummauerte Friedhof, über dem sich beinahe überhängende, bewaldete Felsmassen aufthürmen. Hier ruht mancher Krieger aus den Widerhold'schen Tagen, und alte, von der Zeit halbverwischte Inschriften deuten mit ihren militärischen Titulaturen darauf hin, dass wir über Gräbern eines Soldatenvölkchens wandeln, das, von der Welt abgeschieden, hieroben hauste und meistens stille, von Zeit zu Zeit aber gar stürmische, kampferfüllte Tage verbrachte. Steil geht es um den Fels herum aufwärts; durch Thore und über Brücken gelangen wir an die Ruinen, die sich am Wege aufreihen und über denen hoch droben auf dem Gipfel anderes, noch weitläufigeres Getrümmer den Berg krönt. Erst auf dem Thurm der ehemaligen Burgkirche, der in den Vierzigerjahren restaurirt und in ein Belvedere umgewandelt wurde, vermögen wir uns emporzuheben aus dem Gefühle unheimlicher Beklemmung, mit welchem all der Schutt und all der Graus uns erfüllt; denn





*Alpenansicht vom Twiel aus.*

es breitet sich auf dem Thurme eine Rundschau vor unsern Blicken aus, die zu den schönsten gehört, oder vielleicht die schönste ist, die man von den süddeutschen, den Alpen gegenüberliegenden Höhen genießt. Wir wollen sie nicht zerpfücken und in Namen auflösen; was thun hier Namen, wo unter uns Trümmer einer weitberühmten, stolzen Veste emporstarren, freundliche Dörfer aus dem Grün heraufschimmern, ein See silbern aufblitzt und des Alpengebirges mächtigste und edelgeformteste Kuppen und Hörner am Horizonte in unabsehbarer Reihe im Weiss des Firschnees erglänzen?

Wenn wir uns von dem herrlichen Schauspiel trennen um zwischen den Ruinen hindurch wieder zu Thale zu schreiten, begeistert ob solch hehrem Genuss, so belebt sich vor unsern Blicken die Oede der alten Burg; es erstehen die Gemächer wieder und die hohen Thürme, ein stolzes Frauenbild blickt vom Söller ins Land hinaus, ein schöner junger Mönch steht an ihrer Seite und zu ihnen tritt heran in orientalischem hellem Putze die holde Dienerin Praxedis aus Byzantium. Im Hofe bramarbasirt Herr Spazzo und schwankt dahin voll süßen Weines, und die Kinder Audifax und Hadumoth flüstern sich in unbewusster Neigung geheimnisvolle Worte zu. Nein, der Hohentwiel ist nicht öde, es lebt darauf ein unsterbliches Volk, das wir alle kennen, alle, vom Meere bis zu den Alpen. Ueber Hadwig und Ekkehard und denen, die um sie waren, vergessen wir alles, was da droben geschehen ist und urkundlich bewiesen werden kann. Gelangweilt legen wir die Bücher der Geschichtsgelehrten bei Seite und greifen nach Viktor Scheffel's liebem Buche. An seine

Geschichten glauben wir, an ihnen erbauen wir uns, und leibhaftig stehen sie vor uns, alle die, von denen der Dichter uns so meisterhaft erzählt hat. Und ihnen hat er sich nun beigesellt! Wir können des Twiels Getrümmer nicht durchwandern, ohne seiner zu gedenken. Sticht sein Gewand auch ab von dem, das die Leute seiner Geschichte tragen, wo wir diese vor unsern Blicken sehen, da ist auch er dabei, er gehört zu ihnen, und so lange der Twiel auf die lustig dahinfließende Aach düster herniederschaut, so lange wird mit ihm der Name des Dichters verbunden sein, der ihn vor der Welt verherrlicht hat, des ersten Mannes, dem ein so eigenthümlich heiteres Lächeln um die Lippen spielt.

Unsere Fahrt auf der badischen Schwarzwaldbahn ist vollendet. Auf dem Bahnhof von Singen wimmelt es von reisendem Volk, welches in wenigen Stunden das Dampfross hinführt an den Bodensee, in dem sich das alte Konstanz spiegelt und über den hin fünf Staaten sich friedlich die Hände reichen, nach dem heimeligen Schaffhausen, dem donnernden Rheinfall und über Winterthur und Zürich ins gelobte Land der Touristen, die innere Schweiz mit ihrer grossartigen Alpennatur.

*Leb' wohl, du schöner Schwarzwald, du ernstes Hochland an den Quellen der Donau und du, herrlicher Schienenweg mit all deinen wechselnden Bildern von den lieblichen Weinhügeln der Ortenau bis zum Felsgestell der Berge, die stolz über dem Hegau sich erheben! Ihr bietet eine Fülle von Genüssen, die es wohl werth war, dass der Geist moderner Wissenschaft und technischer Geschicklichkeit sich abmühte, sie der Welt zu erschliessen. Es ist ihm trefflich gelungen, und was er geschaffen, gereicht ihm und dem Staate zu hoher Ehre, der über dem grossen und schönen Werke seinen schützenden Fittig ausgebreitet hat.*

